

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1956

2 (1956)

Unsere

HEIMAT

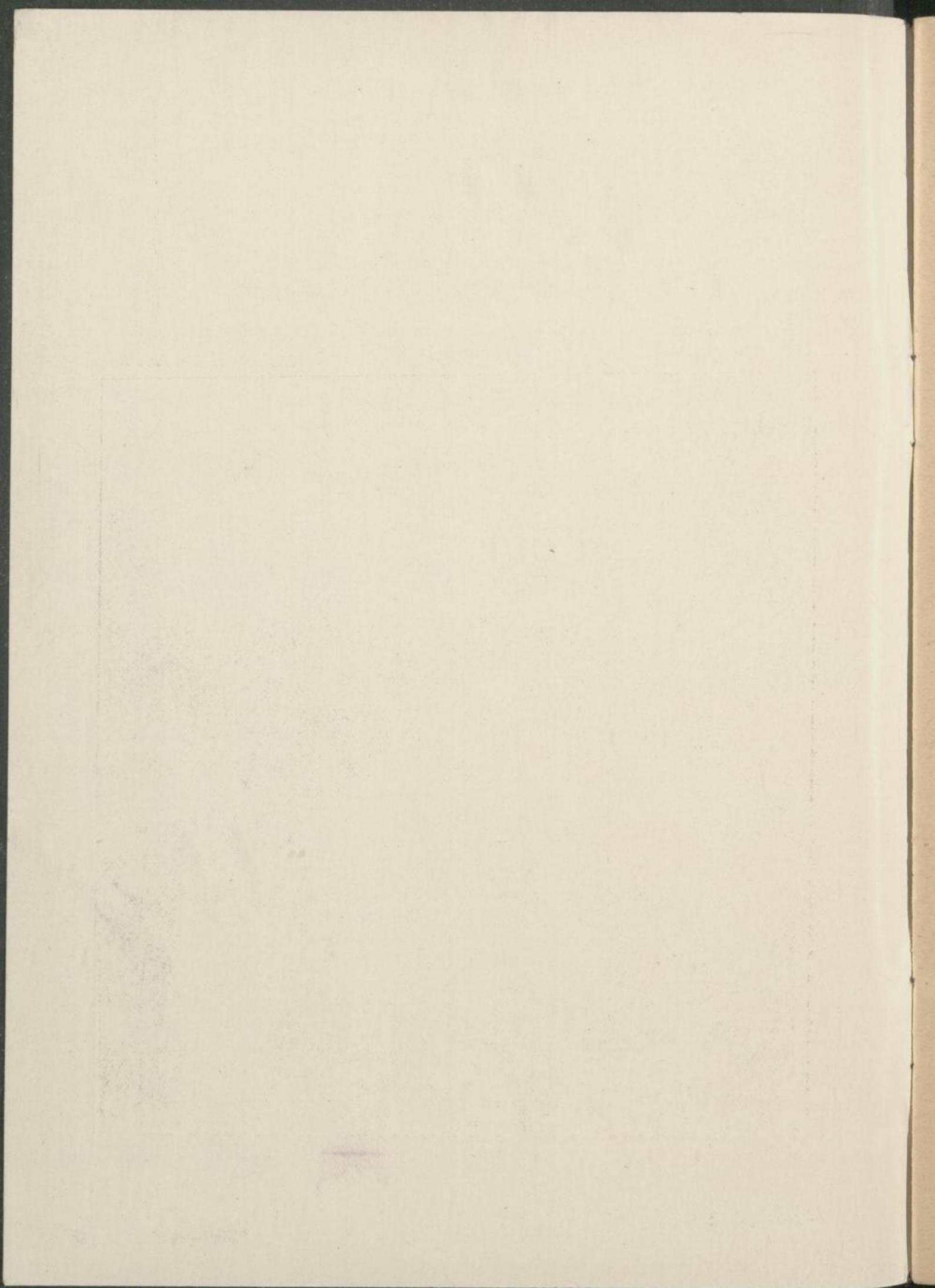
Blätter aus der Prignitz



2. Jahrgang

1956

2



Vorgeschichtliches von Lenzersilge

Schön ist unsere Heimat — unser Prignitzland. Leider gehen immer noch viele Menschen teilnahmslos an den Naturschönheiten vorbei oder zeigen wenig Interesse für die Geschichte ihrer Heimat. Ja, jedes Dorf hat eine Vorzeit, und sie zu ergründen ist eine dankenswerte Aufgabe.

Auch das kleine Dörfchen Lenzersilge, an der Kreisstraße Perleberg—Lenzen gelegen, heute von grünenden Wiesen und rauschenden Wäldern umgeben, kann hiervon berichten. Aufzeichnungen hierüber zeigen uns ein interessantes Bild.

Die Niederung, in der Lenzersilge liegt, war vor vielen tausend Jahren von einem gewaltigen Urstrom ausgefüllt. Dieser Urstrom lagerte an seinem Rande sehr viel Sand ab. Es folgte dann ein trockenes Klima, und der Strom füllte sein Bett nicht mehr aus, so daß die sandigen Ufer auf weite Strecken hin trocken lagen.

Der Wind wehte Sandmassen zu Dünen auf, und hinter diesen Dünenwällen bildeten sich kleine Gewässer, die dann der Elbe zustrebten. Es bildeten sich auch seichte Seen, die schließlich durch Schilfrohr, Schwertlilien, Rohrkolben und andere Wasserpflanzen zuwuchsen. So entstand eine Reihe von Luchen. Zu den wichtigsten Gliedern dieser Luchkette gehörte auch das Lenzer Luch, oder die Lenzer-Silge. Diese Luche, ganz besonders das Lenzer-Luch, wurden von den Dörfern am Elbestrom, die sich im Laufe der vielen Jahre auf dem Flugsand gebildet hatten, mit ausgenutzt. Noch heute gibt es eine Jageler-, Cumloser- und Müggen-dorfer-Silge.

Der größte Teil gehörte dem früheren Junkergut Gadow an, aber der sumpfigste Teil zu beiden Seiten der Löcknitz wurde das Lenzer Luch genannt und war auch im Besitz der Stadt Lenzen. Wie Lenzen in den Besitz dieses Luches kam, ist nicht aufgezeigt. Anzunehmen ist, daß es in den Besitz der Burg Lenzen, die ja im Laufe der Jahrhunderte sehr oft ihren Herrn wechselte, durch Kauf oder Tausch gekommen ist.

Seit welcher Zeit dieses Luch von Menschen bewohnt und besiedelt gewesen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Fest steht aber, daß hier einst germanische Stämme gewohnt haben. Das beweisen viele Funde an Urnen, Begräbnisstellen und Schmuckgegenständen aus der Bronzezeit; also etwa seit 2000 v. d. Z. haben hier germanische Volksstämme in größeren Ansiedlungen gelebt. Im Jahre 1905 machte man in Lenzersilge einen Fund

von Bronzegegenständen aus der Germanenzeit: eine Brillenfibel, die Hälfte einer zweiten, zwei dünne Drahhalsringe, einen dicker gedrehten Halsring mit ornamentierten Schlußplatten und Endspiralen, elf offene Armringe, einen goldenen Armring, mehrere Drahtspiralen von Arm- und einige von Fingerweite, ferner einen Knopf mit Öse, ein kleines Ringgehänge, zwei Tülläxte und ein Stück Gußkuchen. Diese Gegenstände wurden dem Museum in Havelberg übergeben. An anderer Stelle wurden viele zerbrochene Gefäße und Tierknochen gefunden. Ein kleineres Gefäß enthielt verkohlte Weizenkörner und einige Unkrautsamen. Urnen aus dieser Zeit sind in größeren Mengen im Laufe der Jahrzehnte gefunden und zum Teil gut erhalten aufbewahrt worden. Im Jahre 1927 fand man eine größere Begräbnisstelle mit großen und kleinen Urnen auch aus der Germanenzeit, wobei Lanzenspitzen, andere Waffen und Wirtschaftsgegenstände aus Bronze gefunden wurden. — Auf dem Grundstück des Bauern Guhl wurde ein guterhaltenes Bronzebeil ausgehoben, welches dem Museum in Perleberg übergeben wurde.

Im Jahre 1934 fanden im Zuge der archäologischen Landesaufnahme durch Dr. Waltraud Bohm in Lenzersilge Ausgrabungen auf der größten, mitten im Dorf liegenden Anhöhe statt.

Hier wurden durch vorsichtige Arbeit der Grundriß eines rechteckigen Hauses sowie Teile zweier weiterer Häuser freigelegt. Es ist erwiesen, daß es sich hier um ein germanisches Dorf handelt. Dunkle Stellen zeigten die Feuerstellen an. Hier lagen größere Mengen von Scherben, die von Wirtschaftsgegenständen herrührten, sowie Getreidekörner, wahrscheinlich Weizen, Hirse oder Erbsen. Eine große Anzahl von Scherben lag im Hause zerstreut, weiter wurden einige kleine Feuersteinmesser und einige Bronzestücke gefunden.

Ein Verwahrfund bestand aus zwei Tüllenbeilen, einigen Armringen und Armspiralen, einem Bronzeknopf mit Öse, einem zierlichen Anhänger und einem Gußzapfen. Dieser Fund gehört in den Abschnitt zwischen 1000 und 800 vor der Zeitrechnung.

So beweisen uns diese Funde, daß unsere Heimat schon in frühester Zeit von germanischen Stämmen bewohnt war.

Daß diese Gegend auch zur Wendenzeit besiedelt gewesen ist, ist ebenfalls geschichtlich nachgewiesen. Die wendischen Einwanderer, die den Germanen nach ihrer Abwanderung folgten, errichteten hier, wo jetzt Lenzersilge liegt, eine Burg und einen Burgwall. Bei dem Chausseebau wurde dieser Burgwall gegenüber dem Transformatorenhaus durchstoßen. Auf einer bis zum Jahre 1945 in Gadow aufbewahrten Flurkarte war diese Wendenburg eingezeichnet.

So war dieses Sumpfgelände längst vor der Entstehung unseres Heimatdorfes bewohnt. Erst viel später, im Jahre 1780, wurde hier die heutige Siedlung errichtet.

ULRICH MILLAT
Verdienter Lehrer des Volkes

*Die Vögel
im Volksglauben
unserer Heimat*



PinSELZEICHNUNG: JOHANNA NEEF.

Unsere Menschen, besonders die Dorfbewohner, stehen zu den Tieren im innigsten Verhältnis. Sie sind seine Gefährten, seine Gehilfen und (so ist es noch häufig im Aberglauben) seine Propheten.

Ganz besonderes Interesse bringt der Landbewohner den Vögeln entgegen. So manche besondere Eigenschaft, wie Gesang, Stimmenfähigkeit u. a., brachten schon in den früheren Zeiten die Vögel dem Menschen nahe. Der Vogel war nach seiner ganzen Natur und Lebensweise für den Orakeldienst besonders geeignet. Sein leichtes Schweben, sein scharfes Auge und die aus jener Höhe mögliche Fernsicht über den Erdkreis, sein sicherer und schneller Flug, der ihn leicht und plötzlich erscheinen läßt, sein Zug in fremde, unbekannte Länder verschaffte dem Vogel den Ruf prophetischer Begabung.

Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn die Vögel in der heidnischen Religion unserer Vorfahren bereits eine große Rolle spielten, wenn einzelne von ihnen als heilig galten und sogar angebetet wurden. Innigste Tierverehrung finden wir auch heute noch bei einzelnen Völkern. Als Reste haben sie sich im vielfachen Aberglauben im Volke erhalten.

Ein angesehenener Freund der Menschen ist der Storch. Um ihn an das Haus zu fesseln, legte man ein altes Wagenrad auf das Scheuendach. Auf diese Weise erleichtert man ihm den Bau des Nestes. Heute noch erklingen beim Anblick des Storches bei unseren Kleinsten alte Kinderreime.

Klapperstorch, du Guter,
bring mir einen Bruder!
Klapperstorch, du Bester,
bring mir eine Schwester!

Ein geheimnisvoller Zusammenhang bestand bei den Menschen vergangener Zeiten zwischen Kind und Storch. Der Ursprung läßt sich bis ins frühe Heidentum hinein verfolgen. Man hält die Neugeborenen für ein direktes Geschenk der von ihnen verehrten Göttin Holda (Hulda, Frau Holle), welche die kleinen Kinder durch ihren Boten, den Storch, überbrachte.

Ein Vogel aber, der im Menschenleben eine so große Rolle spielt wie der Storch, konnte kein schlechter Vogel, sondern mußte ein höheres Wesen sein, und so bildete sich der Glaube aus, die Störche seien verwandelte Menschen. Die Araber glauben gar, der Storch sei einst ein Marabu (Heiliger) gewesen, den Allah einer Sünde wegen verwandelt habe. Den Glauben an die Verwandlung des Storches hat der Dichter Hauff in seinem Märchen „Kalif Storch“ wiedergegeben.

Besonderes Interesse wird dem Storch schon bei seiner Ankunft entgegengebracht. Man achtet schon vom ersten Tage seiner Ankunft an auf seine Gebaren. Hat z. B. der erste Storch, der erblickt wird, ein schmutziges Gefieder, „so gibt es einen nassen Sommer“. Wer den ersten Storch stehend sieht, „wird faul“, wer ihn fliegend sieht, „fleißig arbeiten“. Ein fliegender Storch bringt Glück, ein sitzender Unglück und Krankheit.

Als ein weiterer Prophet unter den Vögeln gilt der Kuckuck. Hört man ihn zum ersten Mal schreien, so kann man genau erfahren, wie lange man noch leben wird. Demjenigen mangelt es nicht an Geld, der beim ersten Schrei des Kuckucks an die Geldbörse klopft und sie ordentlich schüttelt, so daß die Geldstücke vernehmlich erklingen. Auf die Annahme der Allwissenheit des Kuckucks beruht auch die noch heut viel gebrauchte Redensart: „Das weiß der Kuckuck.“

Von besonderer Bedeutung für das Glück des Hauses werden die Schwalben angesehen. Sie sind Künder des Frühlings und Beschützer des Hauses. Wegen ihrer rötlichen Brust einst dem rotbärtigen Gewittergotte Donar heilig, haben sie nach dem Aberglauben wunderbare Eigenschaften. Sie schützen die Häuser vor Blitz und Feuergefahr. Ein Haus, an dem sie alle Jahre ihr Nest wieder aufsuchen, wird nicht von Unglücksfällen heimgesucht. Jeder Bauer sieht gern Schwalben an seiner Behausung. Ein Schwalbennest zu zerstören, gilt für ebenso furchtbar wie das Vernichten eines Storchennestes. Darum hütet sich jeder Junge, ein Schwalbennest zu zerstören.

Schwalben galten außerdem als Wetterkünder. Allgemein ist man der Ansicht, das Hochfliegen der Schwalben bedeutet gutes Wetter, Tieffliegen dagegen bedeutet schlechtes Wetter, und zwar nicht mit Unrecht. (Wenn Regenwetter im Anzuge ist, so füllen sich zunächst die oberen Luftschichten mit Feuchtigkeit. Mücken und andere Insekten ziehen sich mehr nach dem Boden, wo die trockene Luft ihnen mehr zusagt. Die Schwalben folgen und fangen zahllose Mengen.) Zieht die Schwalbe in ihrem Aufzuge eine lange und stille Bahn und berührt mit ihren Flügeln das Wasser

der Bäche oder Teiche, so gilt das als untrügliches Zeichen für anhaltenden Regen. Wird der Flug, die Erde berührend, von kurzen Schreien begleitet, so nimmt man an, daß bald ein Gewitter folge.

Als Wetterpropheten gelten auch Fischreiher und Kranich. Steht der Reiher traurig und unbeweglich am Rande der Moräste, so sagt er Reif und anhaltenden Niederschlag voraus; wird er beweglich und lärmt, so verkündet er Regen. Wenn die Kraniche sich beeilen, die Erde zu erreichen, so soll nach einer alten Bauernregel starker Wind folgen.

Unter den Vögeln, die den Tod voraussagen, steht der Steinkauz an erster Stelle. Sein Ruf „Kiwit“ in der Nacht hat die uralte Bedeutung von „Komm mit“. Die Neigung des Vogels, an die Fenster erleuchteter Zimmer zu fliegen, sowie die Gewohnheit, sitzend und fliegend seine Stimme ertönen zu lassen, hat ihn zum Todesboten und Schrecken der Abergläubischen gemacht, obwohl er nur ein Schrecken der Insekten, kleiner Vögel und Mäuse ist.

Auch die Tauben zählen zu den besonders beachteten Vögeln. Dem Hause, in welchem Tauben gehalten werden, bringen sie Glück und ziehen Krankheiten an. In manchen Orten unserer Heimat glaubt man, daß Frieden und Eintracht nur so lange im Hause herrschen, so lange die Tauben hier wohnen. Fliegen sie fort, so taugt der Besitzer nicht viel. „Bei ihm halten es nicht einmal die Tauben aus“, heißt es dann.

Ist auch in der heutigen modernen Zeit vieles von Volksglauben und Aberglauben verwischt, so findet man bei den alten Leuten des Dorfes noch vielfach die vererbten Ansichten unserer Vorfahren, und viele Vögel sind bis in die Gegenwart eine Art Orakelwesen geblieben.

FRIEDEL HARRASCHAIN

Auszüge aus dem ältesten Wilsnacker Kirchenbuch

1636 In einem Register von den Soldaten zerrissen sind 72 Personen verzeichnet gewesen, deren Namen hier nicht haben können gesetzt werden.

1636—1638 seitenweise Namen an der Pest Gestorbener.

1643 Am 25. September hat Jochim Burickens, des Beckers Frau, 3 Söhne nacheinander zur Welt geboren, die alsbald, da es Tag gewesen, morgens 8 Uhr sind fein lebendig in die Kirche gebracht und im beysein 15 Gevattern getauft worden fein nacheinander und genandt 1. Jacob, 2. Jochim, 3. Hans.

- 1701 Hans Schieber, ein Tuchmacherknappe aus Jüterbock gebürtig, ist d. 23. July frühmorgend um 7 Uhr gestorben und d. 24. dej. beerdigt worden. Die Ursache aber, daß so bald zur Erde gebracht, war die Hitze und bevorstehende Ernte, da man in der Woche keine Leuthe zur Nachfolge erfinden möchte.
- 1706 Bartholdy Wilder, Bürger, Kauff- und Handelsmann allhier, ist d. 10. September in Lütchen Lüben, da er sich auf seine Flinte gelehnet und mit einem Bauersmann geredet, durch unvermutete Losbrennung seines Gewehres durch den Arm geschossen und an den Wunden den 20. dj. gestorben, beygesetzt und ihm d. 10. October bey öffentlicher Ceremonia eine Leichenpredigt und im Haus eine Abdankung gehalten.
- 1707 Joachim Windenband, ein hiesiger Bürger ist, nachdem dessen wohlgerathener Sohn, so begütert und in Danzig wohnend, den alten Vater wider alles Vermuthens auf seinem Sieg- und Sterbebette mit Thränen umarmet, darauf am 28. Januar verschieden und auf die Kosten des Sohnes d. 3. Februar rühmlich beerdigt worden.
- 1727 6. April die alte Bröder gestorben, 105 Jahre alt.
- 1732 Am 18. Juni, als die große Glocken auf dem Kirchenturm zwey geschlagen, sind drei Stücke durchs Schalloch auf den Kirchhof herabgeworfen worden und mit einem derselben den Sattlergesellen Ferdinand Lobhard aus Coschau, Ungarn, gebürtig, getötet, und ist d. (?) des abends begraben worden.
- 1737 Den 15. April hat eine Dienstmagd Catharina M. aus Legde, welche hier bey dem Amtmann G. gedienet, ein Kindt umgebracht und ist den 12. November gesacket (im Wasser und Sack vom Leben zum Tode gebracht).
- 1743 Adam Sch., Töpfer, dessen Frau ist schläunig gestorben, da er ein übel Leben geführet, ist die von Herrn Docktor Bärtram und Feldtscher (Soldatenarzt) Kükeliren aufgeschnitten d. 28. Februar und ist gefunden, das sie mit Gift vergraben, da er mit der Magd in Verdacht gehalten und schwanger, ist die Magd eingezogen.
- 1754 D. Sonntag, d. 24. November, ist Adam Gragert, Arbeitsmann allhier, nach dem Kletscher Holtz . . . in eine hohe Fichte gestiegen, über 40 Fuß hoch und verunglückt und mit einem Fuß hangen geblieben und ein jämmerlich Ende genommen, hat 4 Tage und Nächte gehangen, endlich angenommen und begraben, Mittwoch abends.
- 1756 Am Donnerstag d. 7. october ist ein großer, gewaltiger Sturmwind gewesen, der das Kirchendach, so gantz neu wird, ruiniert, auch die Fenster viel Schaden (getan) und ein gräusahm Hölzer (wohl Baum) umgeworfen, viel Dächer ruinieret.

- 1756 (7jähriger Krieg). In diesem Jahr ist alles sehr theuer und eine elende Zeit.
- 1758 d. 26. September abends um 6 Uhr sind die Schweden allhier in Wilsnack gewesen prater propter mit Husaren 500 Mann gewohnet und haben von Wilßnack 1000 rh. Taler Brandschatz genommen, des morgens aber um 7 Uhr wieder abmarschieret.
- 1795 Johann Seidel, ein auf der Wanderschaft reisender Sattlergesell gebürtig aus Oeringen in Hohenlohischen, ist in der Nacht vom 14. zum 15. Januar erfroren auf dem Wege von Perleberg hierher, d. 18. dj. beygesetzt gratis mit Geleute.
- 1801 Joachim Friedrich, Sohn des Tagelöhners Joachim Ernst M., gestorben. Dieser Knabe wurde ohnweit den Kollonistenhäusern mit einem Fuder Heu zu Tode gefahren, indem ihm das hinterste Rad das Genicke abstieß, so war er gleich auf der Stelle todt.
- 1802 Sophie geb. M., wurde am 26. Februar diesseits der Walkmühle im Carthan Flusse gefunden, nachdem sie am 14. November 1801 zuerst vermißt wurde. Man kann nicht mit Gewißheit bestimmen, ob sie an sich selbst eine Selbstmörderin gewesen, oder ob sie verunglückt ist. Sie wurde am 26. Februar auf dem Kirchhofe beygesetzt. Es ist aber keine Klocke gezogen worden. Ihr Alter ist 65 Jahr.
- 1808 Am 17. December wurde hierselbst der Missethäter Ludwig B., der in Havelberg eine Frau ermordet hatte, gerädert.
- 1815 Jürgen Diedrich Köhn, Bürger und Schuhmachermeister, war der erste, welcher den 13. July auf dem neuen Begräbnisplatz begraben wurde.



Pinselzeichnung: Johanna Neef

Aus den Ursprungstagen der ländlichen Schulen in Berge und Umgebung

Über 350 Jahre bestehen die Schulen in Berge und seiner Umgebung. Wohl kaum einer weiß etwas von ihrer Tradition. Dieses Blatt soll Licht in die jungen Tage unserer Schule tragen.

1600 erhalten wir die erste schriftliche Notiz: „In der Kirchenmatrikel ist dem Küster zu Berge das Schulgeld bestimmt, das er dafür haben soll.“ 1573—1580 waren nach der Konsistorialordnung Joachims II. die ersten Küster und Schulhalter erschienen. Der Küster war ein Angestellter der Kirche und Kirchendiener. Damit hatte er ein dreifaches Amt zu übernehmen:

1. Kirchendienst zu leisten: Kirche und Abendmahlsgeräte zu säubern, den Klingelbeutel zu tragen, die Glocke zu läuten und zu schmieren, die Kirchenglocke zu fetten und zu stellen,
2. die lutherische Lehre im Katechismusunterricht zur Volkslehre auszuweiten,
3. der Jugend das Lesen in der Bibel, das Beten und das Singen von Chorälen beizubringen.

Aus diesem Grunde finden wir den ersten nachweisbaren Küster zu Berge bei einer treffenden Gelegenheit: „Am 10. September 1669 hat der Prediger Antrea Schertzen Greta Schröder durch den Küster Nikolaus Röhmkke zu Berge hinsingen lassen, weil Prediger in Wittstock war.“ Dieser Nikolaus Röhmkke starb 1676 in betagtem Alter. Er war Schneider, Kirchendiener und Schulhalter zugleich. Die „Schneiderprofession“ brachte wenig ein, da schon zwei Schneider ortsansässig waren. Das Schulgeld, das wöchentlich mit 6 Pf sollte von den Schulkindern dem Küster ausgehändigt werden, kam ebenso selten ein wie die Brote, Würste und Eier, welche ihm zustehen sollten. So blieb als sicherste Erwerbsquelle das Geld aus dem „Kirchenärario“. In das Jahreseinkommen von 62 Thalern und 22 Groschen waren eingerechnet:

- 1 Thaler für Stellen, 2 Thaler 10 Groschen für Reinigen der Turmuhr,
- Kindtaufe 1 Groschen, ohne Mahlzeit 3 Groschen,
- für eine volle Leiche 6 Pf, für eine simple 2 Pf,
- bei Trauung 6 Pf, bei Privatcommunion 1 Pf,
- für Gebet 3 Pf.

Ohne Vorbildung und bei primitivstem Stand des Wissens versahen die Küster ihren Schuldienst. Über Sommer wurde sechs Wochen hindurch nur zwei Stunden über Mittag unterrichtet. Im Winter waren es täglich fünf Stunden. Die Eltern brauchten ihre Kinder zur Feldarbeit und zu

Hütenezwecken. Aus dieser Einstellung waren sie der Schule und dem Küster höchst feindlich gesonnen: „Schulfreunde sind nicht. Auch unter den Hunderten in der ganzen Parochie ist nicht einer. Da nicht ein Gebildeter unter ihnen, so nimmt auch niemand ohne Zwang tätig teil am Schulwesen.“ (1815). Die Klagen über katastrophalen Schulbesuch und über die Halsstarrigkeit der Gemeinde reißen nie ab.

Das Schulhaus war ein strohdachgedecktes Fachwerkhaus, das schon äußerlich mit dem Grundstück von Kirche und Pfarrhaus verbunden war. Die wenigen Räume im Küsterhause zwangen dazu, die Kinder im Wohnzimmer der Familie zu unterrichten, da erst 1812 Wohn- und Lehrzimmer getrennt werden. Auf 19½ qm fanden 40—50 Kinder nur stehend Platz. Deshalb heißt es in Hülsebeck: „Und sie standen alle um seinen Tisch.“ In Berge war bis 1812 nichts „als einige Bänke“. An Lehrplan, Tafeln, Heften, Büchern und Methodik mangelt es bis 1815 gänzlich. Der einzige Lehrstoff ist in Bibel, Katechismus und Gesangbuch verankert. Der Stock sorgt für Ruhe. So heißt es über die Schule in Schweinekofen 1813: „Sie ist ganz gewöhnlich nach dem alten Schlage. Es wurden soviele Gebete gebetet als Schüler da waren. Sie wußten aber nur wenige auswendig. Hierauf wurde das Evangelium stille übergelesen, wobei der Lehrer müßig blieb. Das Aufschlagen der Bibel ging gut. Den Katechismus wußten die Kinder gut auswendig. Beim Lesen lasen vier und vier im Chor. Der Gesang beim Ausgange wurde schlecht geleitet und auch schlecht gesungen. Beim Ausgange wurde gute Ordnung beobachtet.“ Das war es, worauf es ankam: Singen, Beten, Lesen, Auswendiglernen von Gesängen und Sprüchen. Dazu war kein Nachdenken erforderlich, sondern nur ein fleißiges, formales Einlernen und Repetieren. Auf der anderen Seite aber gähnte der Mangel an allen lebensnotwendigen Fertigkeiten des Schreibens, Rechnens und Wissens. Die Stadtschulen hatten schon im 14. Jahrhundert darauf gedrängt, aber die Schwesternschulen auf dem Lande waren auf primitivster Bildungsstufe zurückgeblieben. Auf Jahrhunderte waren sie das Stiefkind des pädagogischen Systems. Der adelige Patron der Schule kümmerte sich um nichts: „Der Patron hat noch nichts geholfen, als was er tun muß.“ (1813). „Vom Patron ist keine Spur zu finden.“ (1814).

Unter diesem Stern patronaler Gleichgültigkeit, kirchlicher Bevormundung und bäuerlicher Halsstarrigkeit versahen die ersten Küster ihr sorgenvolles Amt. Ihre ersten Namen sind mit den Registraturen, welche der dreißigjährige Krieg vernichtete, für immer verschwunden. Namen, welche sich erstmalig nachweisen lassen, sind:

- 1654 Gauss custos zu Pirow
- 1655 Bauer custos zu Neuhausen
- 1669 Röhmkke custos zu Groß Berge
- 1680 Cutor custos zu Bresch
- 1690 Schulmeisterin zu Schweinekofen.

Welchen langen Weg hatte die Schule zurückzulegen, bis die realistische Seite des Unterrichts den Vorrang gewann, bis zur Gründung der Lehrerseminare durch Diesterweg 1840, bis zur Trennung von Kirche und Schule 1918, bis zum wissenschaftlich fundamentierten Unterricht 1945. Davon konnten die damaligen Küster noch nichts ahnen, als sie 1818 zum ersten Male Rochows Kinderfreund, Türks Rechenbuch und Stefanis Lautiermethoden zur Hand nahmen.

Noch waren sie damals die bettelnden Schnorrer des Dorfes: „Da ich so wenig Acker und Wiesen habe, und noch nicht einmal für Geld soviel Land bekommen kann, wo ich meinen wenigen Dung lasse, so bitte ich Euer Hohehrwürden ganz untertänigst, mir beizustehen, daß ich jetzt auch meinen Acker bekomme.“ (Separation 1828). Ein reales Bild jener Zeit entwickelt der Visitationsbericht vom 18. April 1811:

„Ich scheue mich nicht vor meiner Gemeinde und vor meinen Richtern aufzutreten und von meinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Ich habe nicht mit unverständlichem Eifer für die bessere Einrichtung der Schulen geredet. Und doch habe ich das Zutrauen meiner Gemeinde verloren und mir sogar Haß zugezogen. Es gereicht mir das zwar nicht zur Unehre, aber für die gute Sache zu wirken, ist alle Mühe vergebens. Seit dem ersten Oktober 1810 habe ich die vier preußischen Schullehrer wöchentlich privatim unterrichtet. Der Küster Nehlsen (Berge) und der Schullehrer Gnadeke (Pirow) haben nicht nur durch den wissenschaftlichen Unterricht gute Fortschritte gemacht, sondern sie haben auch eine höhere Ansicht des Elementarschulwesens erlangt und werden sich durch den fortzusetzenden Unterricht noch mehr vervollkommen. Der Schullehrer Jährling zu Kleeste bleibt zwar nicht ganz zurück, aber es ist ihm empfindlich, noch unterrichtet werden zu müssen, doch versäumt er ohne Not die Stunden nicht. Die bedauernswürdige Lage dieses Mannes erstickt in ihm den Trieb, mit Lust die Schuljugend zu unterrichten. Abschreckend ist das Schulgebäude, zusammengedrängt in einer hochstehenden Wohn- und zugleich Lehrstube wird der tätige Geist durch die Ausdünstungen seiner Familie und Schulkinder, auch zuweilen des jungen Viehes, in dem so engen Raume niedergedrückt. Wegen eines Mangels an Handwerk soll nun der Mann mit dem wenigen Schulgelde ausreichen. Ich habe zum öfteren Versuche gemacht, da die Gemeinde Land, Wiese, Weide und Holz reichlich hat, ihrem Schullehrer soviel zuzulegen, daß er nur notdürftig subsistieren könne. Ich habe ihr schriftlich Vorschläge zur Verbesserung ihres Schullehrers getan, auch zugleich verzeichnet, wie es geschehen könne, aber nie eine bestimmte Antwort erhalten. Am 7. April erklärte mir der Schulze im Namen der Gemeinde, sie würden zur Verbesserung ihres Schullehrers nichts tun. Nun kann der Mann auch nicht eine Metze Kartoffeln pflanzen, keine Kuh ausfüttern, weil er weder Heu noch Stroh baut. Denn noch liegt sein Dünger vom Herbst und diesem Frühjahr ungenutzt vor dem Schulhause, weil

niemand Land dazu hergeben, und auch keiner die Fuhren nach dem Kartoffeldamm tun will. Für die Winterschule hat die Gemeinde das reglementmäßige Schulgeld bezahlt. Dies beträgt aber bei der geringen Zahl von Schulkindern 8 Gr. für die sechs Wintermonate. Dabei muß ja der Mann verhungern. In der älteren Zeit hat diese Gemeinde keinen eigenen Schullehrer gehabt, sondern die Kinder sind nach Berge in die Schule gegangen. Da dies aber den pflichtmäßigen Schulbesuch sehr behindert, so ist derselben ein Schullehrer bewilligt worden, ohne Rücksicht zu nehmen, ob er auch subsistieren könne. Die Gemeinde hat meine schriftlichen Vorschläge der Obrigkeit in Neuhausen übergeben, aber es ist weder eine mündliche noch schriftliche Antwort erfolgt.

Der Schullehrer Lente zu Schweinekofen ist zu höheren Ansichten des Schulwesens nicht zu erheben. Er ist zu unwissend und steht auf der niedrigsten Stufe der Bildung. In den ersten Monaten fand sich derselbe bei dem Privatunterricht noch ein. Seit zwei Monaten und drüber ist er gänzlich weggeblieben, weil einige Gemeiniglieder, ihm gleich, ihm sagten, er hätte für ihre Kinder genug gelernt. Wenn sie mit ihm zufrieden wären, so hätte ihm keiner etwas zu befehlen. Beim wissenschaftlichen Unterricht schlief er ein. Und daß er auf die Belehrungen, wie der Schullehrer sein solle, nicht geachtet hat, beweist sein passioniertes Spielen und Saufen in den hiesigen Krügen, welches vor einigen Tagen hier im Krüge zu Groß Berge in Schlägerei mit dem Bauern Brinkmann aus Schweinekofen ausgeartet.

Das Lehr- und Wohnzimmer in Groß Berge ist von solch beschränktem Raume, daß der Schullehrer bei offener Türe seinen Platz auf der Türschwelle entnehmen mußte und die Kinder zusammengeschoben sitzen mußten. Im Frühjahr soll ein Lehrzimmer errichtet werden. Ich habe den Herrn Major von Winterfeld auf Karwe schon zum öfteren erinnert, das wenige Holz, das zum Bau erforderlich ist, zu liefern, aber es ist bis jetzt vergebens gewesen.

Zur Einrichtung eines Lehrzimmers in Pirow wird bis jetzt auch noch nicht Anstalt gemacht. Ich ersuche, die Gemeinde an Pflicht und Versprechen zu erinnern. Das reglementmäßige Schulgeld ist nicht bezahlt worden.

Ebenfalls ist das Schulgeld für die schulpflichtigen Kinder aus Muggerkuhl und Hohefeld nicht bezahlt, weil sie ihre Kinder eigenmächtig nach Schweinekofen in die Schule schicken.“

Berge, den 18. April 1811

Kirchner

Das schulische Milieu glich in seinen Ursprüngen einem groben Klotz, an dem es noch viel zu hobeln gab. Aber in ihm steckte doch schon der Keim für die Entfaltung einer besseren und moderneren Schule. Immer wieder beschäftigt sich der rastlose Menscheng Geist mit diesem Problem, und unsere Tage sind bewegt von einer ihrer grundlegendsten Reformen.



Foto: Alfred Langguth

Lenzen, Burg

ARTHUR GRÜNEBERG

Lenzen (Elbe) - 1025 Jahre

Ein Streifzug durch die Jahrhunderte

Am 5. September 1954 wurde Lenzen 1025 Jahre alt. Während manche Städte bei der Berechnung ihres Alters von der ersten Ortsnamennennung ausgehen oder von der ersten auffindbaren Urkunde bzw. von der Verleihung des Stadtrechtes, setzte die Stadt Lenzen den markantesten Punkt ihrer Geschichte, die Schlacht bei Lenzen am 5. September 929 als ihren Geburtstag fest.

Die Lage an der Elbe vor über 1000 Jahren wird treffend durch die Sage dargestellt. Danach lebte damals auf der Kuppe des Höhbecks ein Riese, der drohend in die Prignitz hinüberrief: „All mien!“ Dann entstieg dem Kiebitzberg bei Moor ein anderer Riese, der ihm erwiderte „Nich dät!“ — Diese beiden Riesen verkörperten die hier lebenden Völkerschaften: die Germanen westlich der Elbe und die Slawen an der Ostseite des Stromes. Nachdem Karl der Große die Sachsen in einem blutigen Krieg besiegt

hatte, stieß er 789 bis zum Hühbeck vor und schlug, nach den Annalen Einhardts von Köln, zwei Brücken („duos pontes construxit“). Prof. Schuchardt erklärt den Bau dieser Brücken dahingehend, daß die eine von Brückendorf nach Restorf über einen Zweig-Elbarm und die zweite dann von Hühbeck nach Lenzen geschlagen wurde. Diese zweite Brücke erhielt am Anfang und Ende eine befestigte Anlage. Bereits 816 wurden die Hühbeckanlagen zerstört.

Wie lange Lenzen noch unter deutscher Oberhoheit gestanden hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls sind 929 die Wenden im Besitze des befestigten Ortes. Am 1. September 929 überschritten die Truppen Heinrichs I. zur Ausdehnung ihrer Macht die Elbe, nachdem sie zwei Jahre zuvor bereits die wendische Festung Brennober erobert hatten. Sie wurden befehligt vom Legaten Bernhard und dem Grafen Thietmar von Thüringen. Trotz mehrtägiger Belagerung war an eine Eroberung der Burg Lenzen nicht zu denken. Inzwischen sammelten die Wenden größere Truppenmassen im Raum von Bäckern zum Entsatz der Feste. Durch Verrat wurde dem sächsischen Heere bekannt, daß die Wenden beabsichtigten, in der Nacht zum 5. September anzugreifen. Durch ein furchtbares Unwetter mit Regen und Sturm wurde dieser Angriff verhindert. Darauf entschloß sich Legat Bernhard, in der Frühe nun seinerseits vorzugehen, und es kam zu einer Schlacht im Raum von Bäckern, der Löcknitz und dem Rudower See. Nach Darstellung im Diorama, das nach historischen Quellen aufgebaut worden ist, brachte die sächsische Reiterei, für damalige Zeit eine moderne Waffe, die Entscheidung des Tages. Große Teile des Wendenheeres wurden in die Fluten der Löcknitz, die damals wesentlich breiter war und in der Niederung hinter der jetzigen Stadt noch eine seeartige Ausbuchtung besaß, getrieben. Diejenigen, die sich durch die Furt zu retten versuchten, wurden in der Nähe des jetzigen Ziegelhofes gefangengenommen und sollen dort hingerichtet worden sein. Größere Verbände des wendischen Heeres wurden in die Moore und in den Rudower See getrieben und sollen dort ebenfalls umgekommen sein.

Mit der Eroberung dieser Gebiete setzte auch die Christianisierung derselben ein. Aber die heidnischen Wenden brachten diesen Bestrebungen größten Widerstand entgegen. Die Empörung gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit wurde vor allem dadurch geschürt, daß Markgraf Gero rücksichtslos gegen die Wenden vorging. Es flackerten schon nach wenigen Jahren Aufstände, die größeren Umfang annahmen, auf, so daß am 29. Juni 963 der Bischofssitz Havelberg erobert wurde. Von Lenzen steht fest, daß 987 die Burg noch unter deutscher Oberhoheit stand und von den Sachsen sogar ausgebaut wurde.

Zu den heidnischen Fürstensöhnen, die nach 929 in Klöster gesteckt wurden, gehörte auch der Sohn des Obotritenfürsten Uto, Gottschalk. Als er 1047 sein Reich übernahm, das von der Ostseeküste bis nach Lenzen reichte,

war er ein eifriger Verfechter des Christentums und gründete mehrere Klöster, so auch in Lenzen, vermutlich auf dem Gelände des jetzigen Schulhofes. Doch der Widerstand der heidnischen Bevölkerung, vielleicht noch besonders angeregt dadurch, daß auf dem Ysekenberg, dem heutigen Marienberg, ein Heiligtum für die Verehrung der Wendengötter stand, wuchs immer mehr, und so wurde Gottschalk am 7. Juni 1066 in der Kirche zu Lenzen auf Anstiftung seines Schwagers Blusso ermordet.

Damit war für fast ein Jahrhundert dieses Gebiet wieder rein heidnisch-slawisch. Über die Ermordung Gottschalks berichtet ein zeitgenössischer Chronist, Helmholdt, in dem Buch „Chronica slawarum“, liber I,22: „In urbe Leontio quae alio nomine Lenzin dicitur . . .“ („in der Stadt Leontium, die mit einem anderen Namen Lenzin genannt wird“). In diesem Satz ist einmal der lateinische Name Lenzens, Leontium und dann auch die sprachliche Form Lenzin enthalten, die fast schon der heutigen entspricht. Diese sehr früh angegebene Form des Namens weist auf das pomoranische (westslawische) Lencno hin, was soviel wie „Bruch“, „Sumpfwiese“ bedeutet. Aus dem oben zitierten lateinischen Satz geht ferner hervor, daß Lenzen schon um 1150 als Stadt bezeichnet wird („in urbe“), hingegen die Chronisten berichten, daß die Stadtrechte für Lenzen und Perleberg erst im Jahre 1239 verliehen und in der Urkunde vom 11. Juli 1252 durch Markgraf Otto III. nochmal bestätigt worden sind.

Unter Albrecht dem Bären wird die Eroberung der ostelbischen Gebiete fortgesetzt, und somit beginnt auch gleichzeitig die Geschichte der Verpfändung Lenzens. Im Jahre 1190 wurde es dem Edlen zu Putlitz als Lehen gegeben. Durch den ständigen Wechsel der Lehnsherrschaften und die damit verbundenen immer erneuten größtmöglichen Ausnutzungen ihrer Lehnsrechte hat Lenzen viel gelitten. 1336 wurde die Stadt zusammen mit Dömitz „mit allen Gerechtsamen und Gerechten, mit allen Nutzungen, die zu beiden Seiten der Elbe dazugehören, für 6500 Mark Silbers und Gewichts an den Grafen Heinrich von Schwerin und seine drei Vetter verpfändet.“ Als besonderen Nachteil für die Stadt hatte es sich erwiesen, daß sie zu fast allen Zeiten ein Grenzort war und damit in die Zwistigkeiten ihrer Nachbarn geriet, so der Herzöge von Mecklenburg und Pommern, von Lüneburg und des Erzbischofs von Magdeburg.

Unter der Herrschaft der Bayern und Luxemburger, die dem Lande meist fernblieben, obgleich sie seine Regenten waren, brachen geradezu chaotische Zustände aus. Das Fehdewesen nahm im Lande überhand und Raubritter belagerten die Landstraßen und plünderten die Reisenden aus. So saßen 1385 die Raubritter Cuno und Nikolaus von Quitzow auf der Burg Lenzen, drangen von hier aus weit in ihre Nachbargebiete ein. Ihre Überfälle wurden derartig dreist, daß sie sogar am Tage auf offener Straße den Domherrn von Schwerin, Friedrich Junge, überfielen und in Gefangenschaft nach der Burg Lenzen verschleppten. Er ist schon nach wenigen Tagen eines

qualvollen Todes gestorben, da das geforderte Lösegeld nicht bezahlt werden konnte. Mit den Quitzows im Bunde haben die anderen Raubritter der Umgebung die Städte Parchim und Perleberg überfallen und ihre Viehherden geraubt. Mit einem großen Heere, dem sich auch die Perleberger anschlossen, rückte Albrecht von Mecklenburg im Jahre 1396 vor die Stadt, zerstörte Burg Lenzen bis auf den Turm und ließ die gefangenen Raubritter Urfehde schwören. In dieser Zeit spielt die Sage, nach der 13 prignitzer Raubritter, deren Füße mit Ketten an der Zinne angeschlossen waren, vom Burgturm gestoßen wurden. Ihre Seelen geistern noch heute als Raben um den Turm.

Im 15. Jahrhundert wurde der Burggraf Friedrich von Nürnberg Statthalter der Mark. Willig erkannten die meisten Städte ihn an, nur Kaspar von Putlitz weigerte sich auf Betreiben der Quitzows, dieser Aufforderung nachzukommen. Daraufhin griff Friedrich im Jahre 1416 zum Schwert und zwang zur Aushändigung von Stadt und Land ohne jegliche Entschädigung. Am 1. April 1418 stellte dieser Burggraf der Stadt eine Bestätigung ihrer Privilegien aus. Aber auch unter den Hohenzollern hörten die Verpfändungen Lenzens nicht auf. 1421 ging die Stadt bereits wieder an den nächsten Pfandinhaber über, kam 1426 wieder an die Quitzows und wurde von diesen von Hand zu Hand weitergegeben. Wie alte Urkunden zeigen, sind Land und Leute, Vieh und alles Besitztum nur Handelsware zugunsten der souveränen Herrscher gewesen, die ständig auf Grund dessen, daß sie ein gutes Leben führen wollten, in Geldnöten waren.

Im 16. Jahrhundert geriet Lenzen fast an den Rand des Unterganges. Verschiedene Seuchen suchten die Stadt heim, so 1529 der englische Schweiß, eine Art Cholera, und 1566 die Pest, 1599 die rote Ruhr und 1625 nochmals die Pest. Die Zahl der Todesopfer in diesen Jahren dürfte rund 2000 betragen haben. Hinzu kam am 8. September 1553 eine gewaltige Feuersbrunst, die die ganze Stadt mit Ausnahme von Kirche und Schule zerstörte. Fast 400 Jahre wurde dieses Tages durch eine krichliche Feier gedacht.

Obwohl Joachim I. dem Raubritterunwesen endgültig ein Ende setzte, hatte doch der Adel noch vielerlei Vorrechte, die in der Städteordnung vom Jahre 1515 festgelegt waren. Danach durften u. a. beim Hochzeitsmahl nicht mehr als fünf Gerichte, jedem nicht mehr als zwei Schüsseln für die Person, gegeben werden, nur Adligen waren 10 Gerichte gestattet.

Durch die Bauernkriege wurde das Volk aufgerüttelt und das Verhältnis zwischen der Bürgerschaft und dem Adel der Burg Lenzen sehr gespannt. Aus einem Aktenstück vom 20. November 1587 geht hervor, „daß die edle Frau Mette Wenckstern, Jürgen von Wintersfeld sel. Witwe, sich an die Herzogin von Mecklenburg wendet mit der Bitte um ein Fürschreiben an den Kurfürsten sowie um Zuweisung eines Rates desselben als Beistand.“ Anlaß dazu war folgendes: Anläßlich eines Festes auf der Burg zu Lenzen waren ihre Gäste ohne Streit im fröhlichen Kreis beisammen gewesen und

keinem Bürger der Stadt mit Worten oder Werken zunahe getreten. Bei ihrer Abfahrt von der Burg hatte eine Adelsperson einen „Freudenschuß“ abgegeben, und dieser setzte die Bürgerschaft derartig in Erregung, daß sie auf Zureden des Rates der Stadt sich zusammenrottete und gegen die Festteilnehmer vorging. Es kam zu blutigen Zusammenstößen, wobei mehrere Personen, unter anderm auch Frau Mette Wenckstern, lebensgefährlich verletzt wurden. Der Vorfall wurde dadurch bestraft, daß der Stadt ein Drittel des Gerichts genommen wurde und später mit 500 Gulden zurückgekauft werden mußte. Auch mit den Hof- und Spanndiensten scheint es nach den Urkunden gar nicht mehr zu klappen; denn die Bauern weigerten sich, solche noch zu leisten bzw. kamen ihren Verpflichtungen, Küchenholz und Jägerbrote abzuliefern, nicht mehr nach.

In den Fischereigerechtsamen wollten die Fischer sich nicht mehr mit den ihnen zustehenden Gebühren begnügen, sondern verlangten beim Fischen „mit grobem Garn“ die Hälfte des Gesamtertrages. Zum Fischen für die kurfürstliche Küche haben sie sich nicht bewegen lassen wollen, bis man sie „mit Spießen dazu gezwungen“. Ebenso wollten sie die sogenannten „Herrenfische“, Hechte zum Beispiel, nicht der Burg überlassen. Stattdessen legten sie im Mühlenstrom Körbe und weigerten sich, wenn sie gefaßt wurden, die Buße von 18 Mark Perlebergs zu zahlen.

Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Schrecken über die Stadt. Wochenlang wurden die Bürger von Requisitionen und Plünderungen der Soldateska verschiedenster Heerführer heimgesucht, und wenn endlich eine Truppe abzog, kamen andere und trieben es meist noch ärger. Am 15. Oktober 1638 rückten die Schweden in Lenzen ein und hausten entsetzlich, daß die Einwohner in die nahegelegenen Eichwälder nach dem Elbwerder und in die Kuhblank flüchteten, wo sie — in Erdhöhlen hausend — ihr Leben notdürftig fristen konnten und von Eichelbrot sich ernährten. Der Kantor Johannes Lamprecht und sieben Bürgersöhne, die geraubtes Vieh wieder abjagen wollten, wurden von den Schweden auf der Jageler Feldmark erschlagen. Als die zurückgebliebenen Bürger der Raubgier der Soldaten nicht mehr nachkommen konnten, hat man fünfzig Personen auf grausame Art zu Tode gemartert und am 8. November die Stadt in Brand gesteckt, wobei 56 Häuser und viele Scheunen und Ställeingeäschert wurden. In diese Flammen sollen 25 Kinder geworfen worden sein. Die Einwohnerzahl sank von 3000 auf 300 herab. Die Felder waren seit langem unbebaut und einige Dörfer der Umgebung verschwanden vom Erdboden, zum Beispiel Groß- und Klein-Sterbitz und Rudow sowie eine Ansiedlung zwischen Lenzen und Mödlich.

Im Jahre 1652 übernahm der damals schon 72jährige ehemalige holländische Admiral und Gouverneur Gysel van Lyr das Amt Lenzen und begann gleich mit dem Aufbau der Stadt. Sein Verdienst ist die Anlegung der Hamburger- und Neustadtstraße mit ihrer Geradheit und Großräumigkeit.

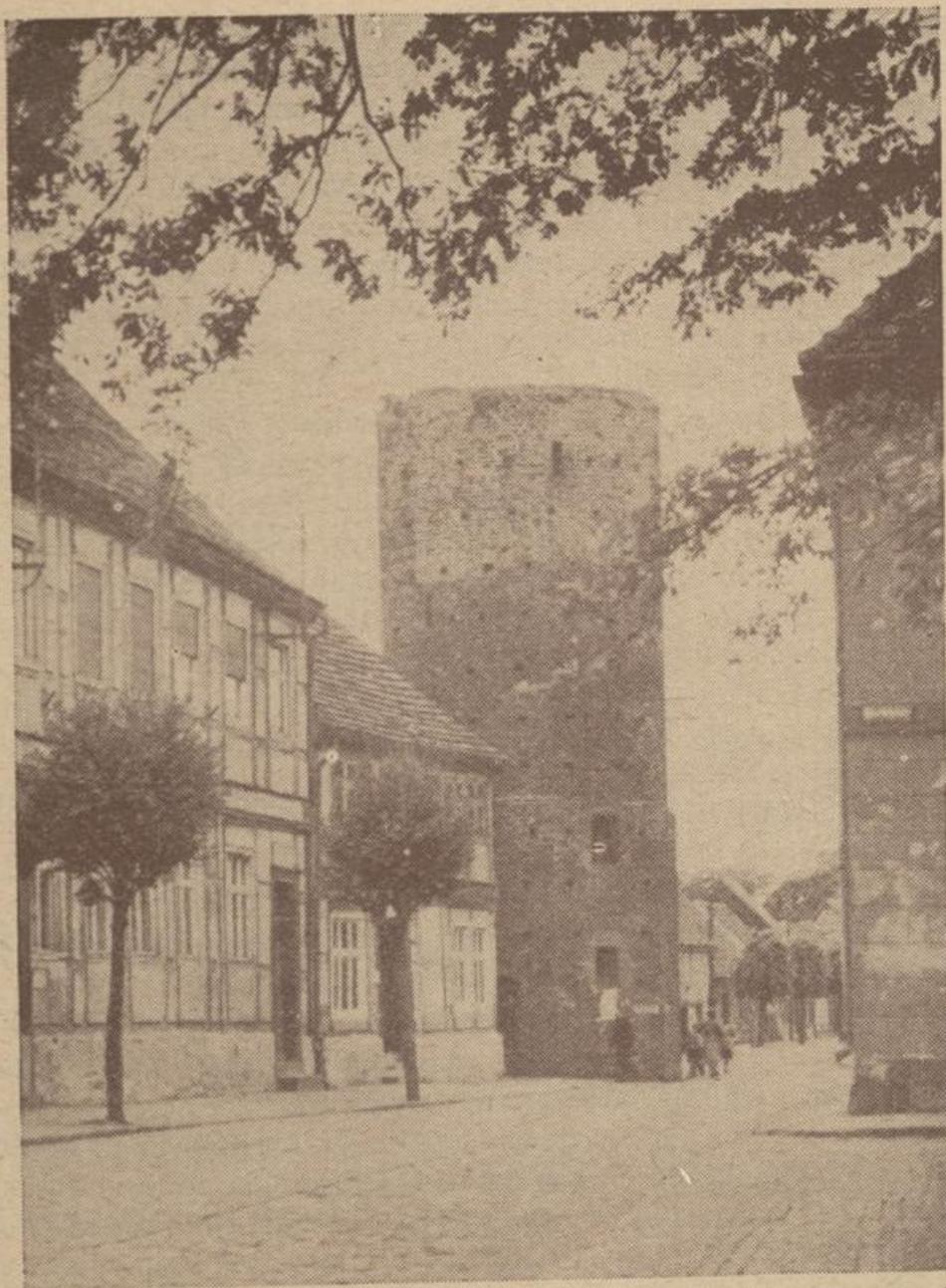


Foto: Alfred Langguth

Alter Torturm in Lenzen

Um die in und um Lenzen herrschende Wolfsplage zu bekämpfen, bewaffnete Gysel van Lyr die Lenzener Bürger und Bauern, nachdem der Adel sich geweigert hatte, seinen Jagdrechten nachzugehen; dafür wurde er mit Besatzung belegt. Van Lyr, ein aufgeschlossener und seiner Zeit weit vorausschauender Mensch, ordnete an, daß wenigstens an den Winterabenden Schulstunden zu halten seien. Auch die Straßenreinigung Lenzens lag ihm sehr am Herzen. Er empfahl, die Dunghaufen von den Türen wegzufahren

und lieber aufs Feld zu bringen, wo sie weitaus nützlicher wären. Zum Aufbau der Deiche holte er viele Ansiedler aus Holland in die Lenzer Wische, und ihm ist das heutige Deichsystem mit dem Elbdeich, Achter- und Praggerdeich zu verdanken, dessen Anfänge bereits im 11. Jahrhundert vorhanden und während des Dreißigjährigen Krieges vollkommen zerstört worden waren. Wie wichtig die Anlegung dieser Deiche war, beweisen die immer wiederkehrenden Hochwasser. Trotz vieler Deichbrüche, die die Lenzener Bevölkerung bis in die jüngste Zeit hinein erlebte, hat sich jede Generation bemüht, diese Deiche gegen das Wasser weiter zu befestigen, auszubauen und zu erhöhen.

Kaum daß die Stadt sich erholt hatte und wieder aufgebaut war, zerstörte eine neue mächtige Feuersbrunst 1703 wieder 134 Häuser-, beide Schul- und Pfarrhäuser, Kirche und Rathaus. Nur 80 Häuser wurden verschont. Obwohl die Stadt nun wieder mit dem Aufbau reichlich beschäftigt war, mußte sie zum Unterhalt der Truppen Friedrichs II. große Magazine anlegen und die Vorräte als Nachschub per Pferd und Wagen von Lenzen allwöchentlich mit Fourage bis nach Küstrin fahren.

Was begab sich nun in Lenzen zur Zeit der Befreiungskriege? Durch den Geist Friedrich Ludwig Jahns wurde die Jugend Lenzens begeistert und bereitete sich schon frühzeitig auf die Befreiung vom napoleonischen Joch vor. In den Breetzer Wiesen führten sie Reitübungen durch und waren mit die ersten, die sich bei den Lützowschen Jägern freiwillig meldeten. Um der Einziehung zum napoleonischen Heer zu entgehen, hatten sie sich zum Teil über die Elbe geflüchtet oder hielten sich in den Eichwäldern versteckt, wo sie von der Bevölkerung Lenzens mit Lebensmitteln versorgt wurden. Auch Blücher und Theodor Körner weilten in dieser Zeit in unseren Mauern.

Dadurch, daß die Hauptverkehrswege schon seit frühester Zeit über Lenzen in Richtung Hamburg, Magdeburg und Leipzig führten, herrschte hier ein reger Verkehr. Lenzen hatte drei Posthaltereien und unterhielt 86 Pferde. Der Wasserzoll, der sich schon seit dem 14. Jahrhundert in Lenzen befand, wurde 1641 noch durch den Werbener Zoll vermehrt und brachte für die Stadt hohe Einnahmen, oftmals natürlich zum Nachteil der Schifffahrt. In dieser Epoche lag eine Blütezeit unserer Stadt. Durch die Verlagerung des Wasserzolls nach Wittenberge und die Schaffung der Straße Berlin—Hamburg über Warnow ging der Verkehr stark zurück. Der Anschluß an die Industrialisierung wurde leider verpaßt. Lenzen entwickelte sich zu einer typischen Kleinstadt, deren Bürger vom Betrieb der Landwirtschaft, des Kleingewerbes, des Handwerks und des Handels lebten.

Die Chronik Lenzens beginnt mit einer großen Schlacht. Kriegerische Ereignisse belasten in jedem Jahrhundert die Stadt. Ihre Geschichte zeigt uns deutlich die Notwendigkeit, den Frieden zu erhalten und dafür Sorge zu tragen, daß aus dem jetzigen Grenzort eine blühende Stadt in einem geeinten Deutschland wird.

K. - E. GRAM

Heimatkundliche Wanderfahrt

*„ . . . sei begrüßt in weiter Ferne,
teure Heimat sei begrüßt!“*

Wer kennt nicht von uns den Wohlklang dieses alten, deutschen Heimatliedes und mit ihm den Sinn, der uns aus jeder Zeile spricht! Wer aber könnte auch begeisterter in den Hochgesang auf die Heimat einstimmen als derjenige, der sie mit ihrer ganzen, mannigfaltigen Schönheit erwandert und erfaßt hat! Schon einmal folgten wir in Gedanken vermittels dieses Heftes einem Heimatfreund auf der Frühlingswanderung in die Prignitzer Alpen. Sie erweckte in uns die eine Gewißheit: Die Pfade der Heimat locken, sie locken zu jeder Jahreszeit! Folgen wir ihnen heute in einen anderen Teil, gen Nordosten!

Es ist die Zeit des Herbstausgangs. Der Zufall hat noch einmal einen milden Tag beschert. Da lockt den Wandervogel — wie zum Abschied — der letzte, matte Sonnenstrahl hinaus in die heimatliche Natur, bevor noch der Winter endgültig die Herrschaft antreten kann. So greifen wir flugs zum Rade, unserem steten treuen Begleiter und wenden uns der Strecke nach Pritzwalk zu. Kahle; abgeerntete Bäume und Sträucher des Perleberger Obstgebietes lassen die Gefilde der Kreisstadt rasch unseren Blicken entschwinden. Während sich zur rechten Seite bald die Ackerflächen des Volksgutes anschließen, erblickt das Auge nach links hinüber die Ausläufer des alten Exerzierplatzes, auf dessen Weiten so mancher unserer Heimatfreunde in vergangenen Zeiten bei militärischen Übungen viele Schweißtropfen verlor. Heute liegt diese Fläche friedlich und einladend zu sonntäglichem Spaziergange vor uns. Ohne lange zu verweilen, erreichen wir das kleine Dorf Spiegelhagen, das von den Einheimischen gern als „Perleberg-Vorstadt“ bezeichnet wird. In scharfer Kurve folgen wir der Chaussee weiter, die uns noch ca. 1 km an frisch gepflügten oder bestellten Feldern vorbeiführt. Ein heimlicher Dank erfüllt uns gegenüber den emsigen Bauern, die hier bereits das Wintergetreide aussäten.

Der Wald hat uns eingefangen, geheimnisvoll rauschender Kiefernwald. Er bedeckt das weithin hügelige Gelände und gibt schließlich den Blick auf

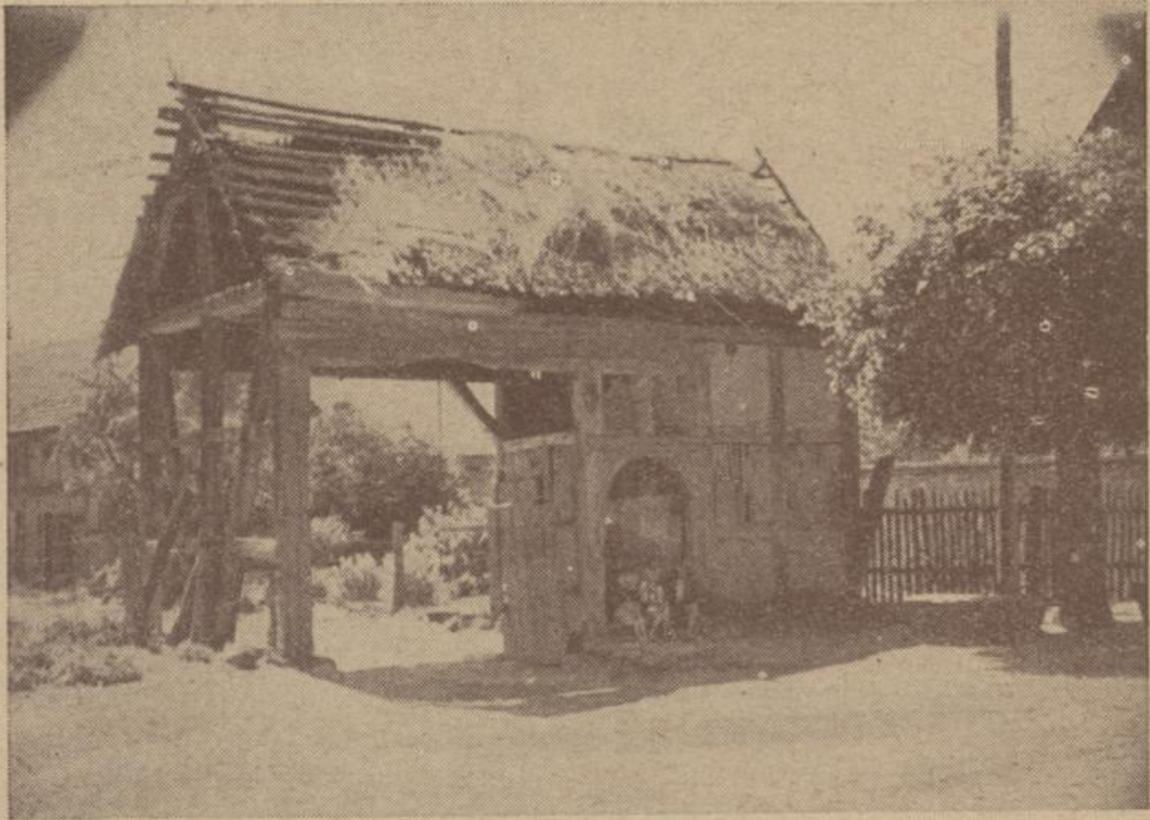


Foto: Alfred Langguth

Kreuzburg, altes Torhaus vor der Wiederherstellung

den annähernd 80 m hohen Weißen Berg frei. Wir legen eine kurze Rast ein und lassen die Gedanken zurückschweifen in jene Zeiträume, die uns von der Schulzeit her noch als Eiszeiten bekannt sind. Auch die Bezeichnung als Os kommt uns noch ins Gedächtnis zurück. Wir erinnern uns daran, daß der Weiße Berg genau wie der Weinberg und der Golm eine solche Os-Bildung darstellt. Er zeigt also in seinem Innern die geschichteten Ablagerungen, wie sie während der großen Schmelzperiode die in den vorhandenen Eisspalten abfließenden Schmelzwässer hinterließen. Nachdem wir altes Wissen aus der unmittelbaren Anschauung wieder aufgefrischt und uns körperlich und geistig gestärkt haben, treibt uns die Wanderlust weiter. Die nun stark ansteigende Chaussee läßt die Vermutung aufkommen, daß eine kleine Paßstraße überwunden werden muß. Aber auch das wird geschafft, und in sausender Fahrt geht es aus dem Wald heraus, wieder an Feldern vorbei nach Rohlsdorf.

Mitten hindurch führt die Chaussee. Auf dem Dorfanger liegt die alte Schule, die von mehreren Rohlsdorfer Generationen schon besucht wurde. Am Ausgang dieses Bauerndorfes liegt zur linken Hand das Grundstück

der ehemaligen Molkerei, die zum Teil heute noch an die Folgen des verbrecherischen Krieges erinnert und den Rohlsdorfern eine ewige Mahnung sein wird, im Kampf um den Frieden nicht zu erlahmen. Beiderseits begleiten uns nun wieder Felder. Auf der rechten Seite zweigt der Bahnhofsweg ab. Etwa 1,5 km vom Dorf entfernt grüßt uns lichter Laubwald. In kurzer Entfernung nähert sich uns die Stepenitz in gewundenem Lauf. Aus dem Hintergrund grüßt das anmutig auf leichter Anhöhe gelegene Kreuzburg.

Wir zweigen nach links ab und gelangen auf die Holzbrücke, auf der besonders sonntags die Angler zahlreich vertreten sind. Die malerische Landschaft wie eben die begeisterten Angler haben diesem kleinen Ort auch den Namen eines Anglerparadieses eingetragen. Ein schöner Ausblick bietet sich von der Brücke aus nach beiden Seiten ins Stepenitztal. In Gedanken staunen wir darüber, daß im frühen Mittelalter auf dem heute so seichten Gewässer die kleinen Lastkähne (Schuten) bis nach Putlitz gelangten. Kurz hinter der Brücke treffen wir auf die ersten Häuser. Mitten auf diesem Wegstückchen soll — so behaupten jedenfalls die alten Kreuzburger — der Mittelpunkt der Erde liegen. In nächster Nähe, am zerfallenen Backofen, wollen sie nachts in vorgerückter Stimmung gar die Erdachse quietschen hören. Sinnend geht es nun weiter ins Dörfchen hinein. Ein kleines Halbrund von Häusern umgibt das Kirchlein mit dem schlichten Holzturm, der in geringer Entfernung vom Gotteshaus erbaut wurde. Gerade gegenüber erblicken wir das unter Denkmalsschutz stehende altfränkische Torhaus. Es scheint ein letzter Beweis dafür zu sein, daß in der Prignitz einstmals die fränkische Hofanlage verbreitet war.

Nachdem wir Kreuzburg hinter uns gelassen haben, streben wir in längerer Radfahrt dem sägenumwobenen Königsgrab von Seddin zu. Stumm verweilen wir auch hier und lassen unsere Sinne in die Vergangenheit streifen. Die uralte Sage vom Hinzberge wird lebendig. Unser Blick fällt in das Totengewölbe des germanischen Recken, der als König Hinz bei den Prignitzern zur Sagengestalt wurde. Wir sehen in Gedanken den dreifachen Sarg, die Beigaben aus goldglänzender Bronze und vor allem das Schwert aus Goldbronze, das neben der Graburne des Fürsten, an diese gelehnt lag, wie „um dem Toten Gelegenheit zu geben, seine Waffe jederzeit zu ergreifen.“ Voll Achtung und Ehrfurcht vor diesem uralten Denkmal schreiten wir gemächlich zurück.

Es geht mit dem Rade weiter nach Seddin hinein und, der Rechtskurve folgend, nach Wolfshagen. Hier ist das ehemalige Schloß zum Symbol einer neuen Zeit geworden. Wo früher eine Familie sich in ungezählten Räumen aufhielt, da pulst heute das neue Leben unserer Jugend. Wie in vielen Dörfern ist auch in Wolfshagen das Schloß grundlegend zur Zentralschule umgestaltet worden. An die Stelle der alten Gutswirtschaft ist die Genossenschaft freier Bauern (LPG) getreten. Vorüberbrausende Traktoren

lenken unsere Schritte auch in die neuentstandene Maschinen-Traktoren-Station. Ein altes Gutsdorf hat wahrhaftig sein Gesicht gewandelt. —

Da die Tageszeit schon arg vorangeschritten ist, müssen wir heute darauf verzichten, auch dem Teufelsberg in den Wolfshagener Tannen noch einen Besuch abzustatten. So fahren wir mitten durch den Wolfshagener Wald zurück und erreichen kurz hinter Retzin wieder die Chaussee. Dort fällt zur linken Seite unser Auge auf die bekannten Karpfenteiche. Der erfahrene Fischmeister ist gerade in der Nähe tätig. Er, den die Retziner aus einer gewissen Wertschätzung heraus als „ihren Hermann“ bezeichnen, weist uns stolz auf die im Hintergrund neuerbaute Teichfischerei. Schnell kommen wir weiter ins Gespräch. Er erzählt von den Karpfenteichen, die schon 1903 angelegt wurden und in der Retziner Gemarkung eine Fläche von 16 ha einnehmen. Früher diente der Ertrag zur Bereicherung der Gutsküche sowie zur Festigung der Gutswirtschaft. Heute ist dieser Betrieb volkseigene Fischerei, die ihre Erträge den Fischgeschäften zur Versorgung der Bevölkerung liefert. — Mit herzlichem Händedruck und einer Karpfenbestellung für Silvester verabschieden wir uns. Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen. Wir steigern unser Tempo und erreichen nach halbstündiger Fahrt zurück über Rohlsdorf und Spiegelhagen wieder die Kreisstadt.

Ein erlebnisreicher Tag liegt hinter uns. Die Heimat vermittelte neue, tiefe und nachhaltige Eindrücke. Im stillen geloben wir der Heimat:

„Treue Liebe bis zum Grabe . . .“



Pinselzeichnung: Johanna Neef

An der Stepenitz bei Kreuzburg



Zeichnung: H. Seiler

ALBERT HOPPE

Wachsamkeit

Wachsamkeit ist immer ein gutes Ding. Sie ist vorteilhaft, wenn man sie zum eigenen Nutzen anwendet, aber sie ist doppelt lobenswert, wenn sie im Dienste an der Allgemeinheit steht.

Da liegt bei Mellen am Dorfeingang an der Chaussee das mächtige Hünengrab aus der Jungsteinzeit. Aus riesigen Findlingen, den nordischen „Umsiedlern“ der Eiszeit, haben es unsere Vorfahren einst vor 5000 Jahren dort hoch über dem See errichtet. Es hat Jahrtausende, Völkerwanderungen, gewaltige Kriegsstürme überdauert, und als man vor einem Jahrhundert daranging, die Steine dieser urzeitlichen Grabanlage zu sprengen und als Baumaterial zu nutzen, da wurde auch noch rechtzeitig Einhalt geboten. Als nach diesem letzten furchtbaren Krieg die Grabanlage verwilderte und mit Gestrüpp überwuchs, da haben staatliche Denkmalpflege und Gemeinde dafür gesorgt, daß dieses älteste Prignitzer Kulturdenkmal wieder ein gepflegtes und sauberes Aussehen bekam. So können wir also noch heute das Riesensteingrab von Mellen zu uns sprechen lassen.

Nur eins befriedigte nicht. Oft hielten Reisende, die auf der vorüberführenden Chaussee daherkamen, still, beschauten das mächtige doppelte Rechteck der Steinlagen, bewunderten vor allem den als „Sargdeckel“ hinaufgetürmten, über 200 Zentner schweren Riesenstein, der als einziger von ursprünglich dreien übrigblieb, machten sich auch wohl Gedanken, wie die Menschen in grauer Vorzeit dies alles ohne Flaschenzüge und Krananlagen fertigbrachten, fuhren aber dann doch ein wenig unbefriedigt davon, denn nicht war da, das ihnen Auskunft gab über Alter und Sinn dieser Anlage. So beschlossen denn die für die Denkmalpflege des Kreises verantwortlichen Stellen, hier Abhilfe zu schaffen. Wie für das Seddiner Königsgrab

eine erklärende und bebilderte Anschauungstafel geschaffen wurde, sollte nun auch für das fast doppelt so alte Grab von Mellen etwas ähnliches entstehen. Dem Charakter dieses Grabes angepaßt, entschied man sich für einen großen Findling. Er wurde in der Nähe der Kreisstadt Perleberg besorgt, in die Werkstatt des Steinmetzen gebracht und hier mit einer wohl knappen aber doch das Wesentliche besagenden Inschrift versehen.

Der Tag der Aufstellung war gekommen. Auf einem Lastauto verladen, wurde der Stein mit dem großen Tragegestell und den Flaschenzügen nach Mellen gebracht, um dort, einige Meter ab von der eigentlichen Grabanlage, auf einer kleinen Erhöhung hart an der Chaussee und auf einem in die Erde gebetteten Fundament Aufstellung zu finden. Und nun setzte die Wachsamkeit ein.

Eine biedere Einwohnerin des Dorfes kam in die Nähe. Als sie das Lastauto bei dem Hünengrab sah, hinaufgefahren auf die Böschung des Grabfeldes, als sie das hohe Dreibockgestell und die Flaschenzüge bemerkte, da wurde sie mißtrauisch. Was soll hier geschehen? Oft hatte sie von Wachsamkeit gehört und gelesen. Von Agenten, Saboteuren und Diversanten. Sollten das hier solche sein? Es verschlug ihr fast den Atem. Sie sah i re Stunde gekommen und rannte spornstreichs zum Bürgermeister. Ganz aus der Puste meldete sie dort, was sie gesehen hatte. „Jo, wükdlich und wahrhaftig, da steiht'n groot Auto mit Kärls dabi, de lod'n uns Hünengraw up!“ Der Bürgermeister hörte ihr zu, sah sie eine Weile an und sagte dann: „Frau, du spinnst woll.“ „Ne, ne“, beteuerte sie aufgeregt, „ick hewt doch sülmst sehn. Goh doch hen un kiek di det an.“ Da wurde das Oberhaupt der Gemeinde doch nachdenklich, setzte die Mütze auf und stiebelte los.

Als er um die Ecke bog und auf die Chaussee kam, war nun das Erstarren an ihm. Da sah er tatsächlich dahinten beim Grab ein Lastauto stehen, und, er glaubte seinen Augen nicht zu trauen: im Kran überm Lastauto hing ein mächtiger Steinklotz! — Was da erst lange fragen, wo der Augenschein so klar war. Es sehen, auf der Hinterhand kehrtmachen und in sein Amtsbüro sausen war eins. „Telefon! Sofort Telefon! Rat des Kreises!“ Seine Sekretärin drehte.

Endlich meldete sich die zuständige Stelle. Aufgeregt, genau wie vorhin die Frau, berichtete der Bürgermeister. „Was ist los?“ hörte man vom jenseitigen Ende der Strippe. Da berichtete er noch einmal. Es kam die Frage, ob man die Ansicht habe, sich mit dem Rate des Kreises einen verspäteten Aprilscherz zu erlauben. Das und ein anschließendes Gelächter brachte unseren Bürgermeister in Harnisch. Er verbitte sich das. Ja, er sei auch vollkommen nüchtern! Ja, es sei bitterer Ernst, daß das Hünengrab tatsächlich abtransportiert werde! „Ick hew dat mit mien' eigen Oog'n sehn. Un wat ick sehn hew, dat hew ick sehn! Un wenn ick dat segg, denn stimmt dat ok! Daför bün ick Bürgermeister!“ Und er fügte hinzu, daß er und auch der Rat des Kreises verantwortlich seien für das Denkmal, und daß sofort die Polizei

hier herauskommen müsse. Und wenn sie zu spät käme, dann müsse der Rat des Kreises die Verantwortung allein tragen! So, und damit hängte er an.

Da standen nun die armen Kolleginnen von Abteilung Kultur! Ihr anfängliches Lachen, das bis nach Mellen geklungen war und den Bürgermeister so in Zorn gebracht hatte, war zu einem betroffenen Schweigen geworden. Was tun? Sie schauten sich einigermaßen ratlos an. Was auch weiter nicht verwunderlich war, denn es ist immerhin ein sehr seltenes Vorkommnis, daß Riesensteingräber gestohlen werden. Schließlich rang man sich zu dem Entschlusse durch, daß man zwar wohl nicht die Polizei bemühen werde, aber doch selbst hinausfahren müsse, um zu sehen, was da los sei. Ein Auto wurde angefordert und war in diesem dringenden Falle auch sofort zur Stelle. Zufällig war auch ein Kameramann da. Er bat, mitfahren zu dürfen, um dieses sensationelle Ereignis im Bilde festhalten zu können. Man stieg ein, und in stiebender Fahrt ging's ab nach Mellen!

Was man dort feststellte, weiß der geneigte Leser bereits. Nicht um einen Abbau handelte es sich, sondern, wie unsere Hinausbeordneten aufatmend feststellten, um den schon lange geplanten und nun endlich verwirklichten Aufbau! Die Wellen in Mellen legten sich. Alles klärte sich zum Guten. Der Herr Bürgermeister und seine Getreuen sahen ihre Aufregung sich in Befriedigung verwandeln, ja sogar in Stolz, als man ihnen sagte, daß ihr Grab nun noch mehr Anziehungskraft besäße und daß ihr Dorf nunmehr im Wettbewerb des nationalen Aufbauwerks wieder einen wesentlichen Pluspunkt aufzuweisen habe!

Wachsamkeit ist immer gut, auch wenn sie manchmal im blinden Eifer über das Ziel hinausschießt. Hier ist neben der Freude über die Wachsamkeit die Genugtuung darüber zu verbuchen, daß nach den Jahren der Zerstörung doch nun im Volke wieder fest der Gedanke der Erhaltung wurzelt und daß man nun auch wieder ein aufmerksames Auge für Dinge hat, die noch vor Jahren leicht über Bord geworfen wurden, weil man sie für unzeitgemäß oder wegen mangelnden materiellen Wertes für gering und überflüssig erachtete, die uns aber heute wieder wertvolle Zeugen kultureller Epochen der Vergangenheit und Denkmäler einstiger geschichtlicher Ereignisse sein sollen.

Möge der dem Mellener Hünenbett beigefügte Stein, der den Anlaß zu dieser kleinen Geschichte gab, manch einen Wanderer zum Verweilen und zum besinnlichen Schauen nötigen! Für die Prignitz ist das Grab von Mellen das erste große Zeugnis, sozusagen das erste gewichtige Dokument menschlicher Besiedlung in unserer Heimat. Es entstand bereits in einer Zeit, als im fernen Paradies Adam und Eva erst das Licht der Welt erblickten. Es ist als Sippengrab und in seinem ehrwürdigen Alter aber auch gleichzeitig ein Zeugnis für die Tatsache, daß trotz der Vergänglichkeit des Menschen sein Werk, in Gemeinschaft und in einem guten Geist getan, Jahrtausende überdauern kann.

DAS GÜLITZER BRAUNKOHLREVIER

Im nordwestlichen Teil der Prignitz, unweit der Dörfer Vahrnow und Gülitz, liegt ein kleines Gebiet, das sich äußerlich schon von dem der Prignitz üblichen Landschaftsbild abhebt. Trichterförmige Vertiefungen sind bezeichnend für das Bruchfeld des Gülitzer Braunkohlenreviers.

Über die Entdeckung der dortigen Braunkohlenvorräte ist folgendes bekannt: Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ der derzeitige Besitzer, Rittergutsbesitzer Hansen, auf dem „Plaggried“ eine Viehtränke graben. Dabei fand der Tagelöhner Johann Pröpfer eine ihm seltsam erscheinende schwarze Erde, wie er sie noch nie gesehen hatte. Nach Feierabend nahm er ein Sacktuch voll dieser Erde mit nach Hause, um sie seinem Herrn zu zeigen. Er traf aber nur Hansens Tochter Ottilie an, der er seinen Fund — Braunkohle, wie sich später herausstellte — übergab. Als Belohnung bekam er ein paar Scheffel Erbsen.

Der Besitzer ließ nun seine Leute richtig nachgraben, ob es sich auch um ein zusammenhängendes Kohlenfeld und nicht nur um einzelne sogenannte Nester handelte. Bald stellte sich heraus, daß dort ein Kohlenlager von solcher Mächtigkeit war, daß sich der Abbau lohnte.

Nach längeren Verhandlungen wurde das Mutungs- oder Schürfrecht erworben. Hauptbeteiligter war unter anderem die Firma Herz, Ölmühle Wittenberge. Hansen selbst war zwar auch Mitinhaber, erhielt aber außerdem eine größere Summe Geldes als Oberflächenentschädigung. Die damals erworbenen Mittel befähigten Hansen, der sehr unter Geldschwierigkeiten litt, seinen Gutshof in Gülitz auszubauen. Seine Tochter Ottilie aber gab den Namen für die nun entstehende Kohlengrube. Ottiliengrube ist heute noch in der ganzen Prignitz bekannt.

Als man jetzt das ganze Gebiet systematisch nach Kohle abbohrte, fand man, daß nicht nur die Kohle im „Plaggried“, sondern auch am Gülitz-Brescher Weg und auf Wüsten-Vahrnower Gebiet sehr flach stand. Man konnte sie also im Tagebau fördern.

Geschulte Kräfte, Bergleute aus Schlesien, wurden angeworben und unter ihrer Anleitung ging man mit fieberhafter Eile an die Freilegung der Kohle. Der Abbau der Kohle ging so vonstatten, daß berufsmäßige Hauer die Kohle mit der Spitzhacke losschlugen, während sie von angelernten Karrern mit Grubenkarren auf Bohlen aus der Erde gebracht wurde. In kleineren Halden wurde die Braunkohle getrocknet.

Die Qualität der Kohle war gut, reichlicher Absatz vorhanden, so daß

immer mehr Tagebauten eröffnet werden konnten. Dafür wurde die Nachfrage nach Arbeitern immer größer. Von weit und breit kamen die Menschen herbei, um im Gölitzer Braunkohlenrevier Arbeit zu finden. Dadurch wurden die Wohnungen so knapp, daß geradezu jedes kleinste Kämmerchen mit Grubenleuten belegt war. Aber diese Unterkünfte reichten noch nicht aus, so daß sich viele Arbeiter aus Holz und Busch selbst ein Unterkunft zimmerten.

Täglich rollten lange Wagenkolonnen auf fast unbefahrbar gewordenen Wegen bis weit über die Grenzen der Prignitz hinaus, um das kostbare Gut nach Karstädt, Perleberg, Pritzwalk, ja, sogar nach Parchim und anderen Orten in Mecklenburg zu bringen. Die Fuhrleute waren sehr aufeinander angewiesen. Nicht selten mußten sie sich gegenseitig beim Überwinden von Anhöhen oder grundlos verschlammten Schlaglöchern helfen. Die schlechten Wegverhältnisse gingen den Pferden sehr an die Knochen. So kam es oft genug vor, daß kostbare Tiere völlig erschöpft zusammenbrachen. Um da Abhilfe zu schaffen, wurden die Fuhrleute bei der Grubenverwaltung vorstellig. Die Folge davon war, daß 1858—59 die Chaussee nach Karstädt und sechs Jahre später auch die Strecke nach Putlitz gebaut wurde. Diese Straße wurde bezeichnenderweise nicht über Gölitz, sondern durch die Putlitzer Heide gelegt. Die Gölitzer selbst fürchteten durch den Bau einer Straße durch ihren Ort „Schnorrer“ und „Zigeuner“. Erst 32 Jahre später wurde auch hier eine Straße in Richtung Lockstedt angelegt und zwar von der Stelle aus, wo das inzwischen erbaute große Verwaltungsgebäude an der Chaussee lag.

Inzwischen war man auch dazu übergegangen, Untertagebau vorzubereiten. In sogenannten Haspelschächten ging das eine Zeitlang ganz gut, bis das Grundwasser in immer stärkerem Maße hervortrat. Darauf entschloß sich die Grubenverwaltung, zum wirklichen Untertagebau überzugehen. Das bedeutete natürlich eine grundlegende Umgestaltung des ganzen Betriebes. Aber immer noch blieb das Grundwasser ein schwieriger Gegner. Erst als der „Meisterkrischan“, der Maurer Schmidt aus Gölitz, den Schacht ausgemauert hatte und die Pumpenanlage funktionierte, konnte der Schacht in Betrieb genommen werden. Jetzt stiegen die ersten Bergleute mit der Grubenlampe auf der Brust auf Leitern in den Schacht. Anstelle der bisher verwendeten Karren und Bohlen wurden jetzt Schienen gelegt, auf denen die Kohle in Hunden zum Schacht gerollt wurde.

Zur Lüftung waren eigens Luftschächte eingebaut worden. Gingen trotzdem die Grubenlampen aus, so waren schlagende Wetter (Kohlendioxyd) im Schacht, und die Kumpels mußten schleunigst die Strecke verlassen. Eine weitaus größere Gefahr bildete jedoch das Grundwasser.

1905 wurde dann der Abbau der Kohle in Gölitz aufgegeben. Die Förderung lohnte sich bei den Unkosten nicht mehr. Die Braunkohle aus Senftenberg war billiger. Allmählich füllte sich der Schacht mit Grundwasser, die

Stollen stürzten ein. Das Braunkohlenvorkommen in Gülitz wurde fast vergessen. Das große Verwaltungsgebäude ging in Privatbesitz über und ist heute die Zentralschule Gülitz-Schönholz.

Nach dem letzten Weltkriege haben wir nicht nur gehungert, sondern auch gefroren. Da erinnerte man sich der Gülitzer Kohle. Ab 1946 wurde im Gülitzer Kohlenrevier wieder eifrig gearbeitet. Zunächst begann die Gemeinde Gülitz auf eigene Kosten im Tagebau Kohle zu schürfen. Die Förderleistung war natürlich gering; denn außer Spaten, Hacke und Schaufel standen den 25 Arbeitern keine Werkzeuge zur Verfügung. Der Kreis erkannte jedoch recht bald die Nützlichkeit dieses Unternehmens, war man doch dadurch in der Lage, die für die Prignitzer Industrie nötige Kohle aus eigenen Beständen zur Verfügung zu stellen. Dazu war aber eine großzügigere Arbeitsweise nötig. Als im Herbst 1946 dann die Siemens-Bauunion mit einer größeren Baggeranlage den Tagebau begann, machte sich dieser Kohlereichtum der Prignitz auch in den Haushalten bemerkbar. Eines Tages stand in fetten Schlagzeilen die Nachricht in der Zeitung: „Die Westprignitz ohne Kohlesorgen!“

Aus dem Kohlengelände wurde neben der Chaussee ein Schienenstrang zum Bahnhof Vahrnow gelegt, und unablässig rollten die Loren zum Verladebahnhof. Lastautos und Fuhrwerke waren weitere Abholer, und viele Menschen, die kein Heizmaterial hatten, haben sich mit organisierten Fahrzeugen ihren Kohlenbedarf selbst abgeholt. Mancher Herd und mancher Ofen, der sonst kalt geblieben wäre, bekam von Gülitz sein Futter. Ein bescheidenes Häuschen wurde am Waldrand errichtet. Es trug am Giebel die Zeichen des Bergmannes, die sich kreuzenden Schlägel. Tiefe Löcher wurden ins Erdreich gebaggert und große Abraumhalden entstanden. Durchschnittlich wurden in jeder Schicht 55 Tonnen Kohle gefördert, das sind also über tausend Zentner täglich.

Allmählich mußte man aber doch wieder zum Stollenabbau übergehen, da die Kohlenflöze tiefergingen und der abräumende Bagger nur eine Greiftiefe von 6 Metern hatte. Es wurden zwei Schächte gebaut, der eine hatte eine Tiefe von 12, der andere von 18 Metern. Und da kam wieder die im Gülitzer Revier besonders starke Schwierigkeit mit dem Grundwasser. Zwar konnte man die Schächte trocken halten, doch in den Stollen sammelte sich das Wasser immer wieder und erschwerte die Arbeit. Die Tagesleistung, jetzt nur noch Untertage, sank bei einer Belegschaft von 80 Mann auf 45 Tonnen je Schicht ab. Auch mancherlei Unglücksfälle kamen vor, einige sogar mit tödlichem Ausgang.

Obwohl die Gülitzer Kohle in der durchgängigen Tiefe von 6 bis 18 Metern eine durchschnittliche Dicke von zwei Metern im Flöz hat, und obwohl sie anerkannt als eine der besten Rohbrandkohlen in Deutschland gilt, mußte schließlich der Betrieb wegen Unwirtschaftlichkeit erneut eingestellt werden. Gewaltige Löcher im Wald und in den Koppeln, oft als große Teiche

mit Wasser angefüllt, sind heute die Zeugen des einstigen Gölitzer Kohlenabbaues.

Wir haben viel Kohle in unserer Prignitz. Neben dem Vorkommen bei Gölitz sind nur noch zwei Stellen, wenn auch in kleinerem Maße, abgebaut worden, und zwar die bei Klein-Warnow und bei Wittstock. Andere Vorkommen, so die bei Rambow und vor allem die bei Wittenberge, wo das Flöz teilweise eine Stärke von 7 Metern hat, allerdings mit einer Erdschicht von 80 Metern überdeckt, schlafen noch völlig unangetastet im Schoße unserer Heimat. Die einst durch gewaltige Sumpfyypressenwälder im subtropischen Klima festgehaltene Sonnenenergie der Tertiärzeit, die 60 Millionen Jahre zurückliegt, hat wohl noch für lange Zeit, wenn bei der aufkommenden Atomenergie nicht für ewig, die Devise, die heute unter den beiden sich kreuzenden Schlägeln am Steigerhäuschen dort am Gölitzer Waldrand steht:

Bergmannsruh!



Zum 100. Todestag Heinrich Heines

Vor 100 Jahren, am 17. Februar 1856, schloß der Dichter Heinrich Heine für immer die Augen. Er hatte zeit seines Lebens leidenschaftlich gegen die feudale Rückständigkeit und gegen die kleinstaatliche Zersplitterung in Deutschland gekämpft, hatte das harte Los so vieler Freiheitskämpfer seiner Zeit tragen und in die Emigration gehen müssen. Er war der einzige Dichter, der schon vor der Jahrhundertmitte von der Notwendigkeit der proletarischen Revolution überzeugt war, wenn ihn auch bürgerliche Resentiments hinderten, sie vorbehaltlos zu bejahen.

Bitter enttäuscht war der Dichter über den Verlauf der Revolution von 1848 in Deutschland. Er sah den Verrat, den das liberale Bürgertum an seinem Kampfgefährten, dem Arbeiter, übte, und erkannte das unheilvolle Einvernehmen, daß sich zwischen der Bourgeoisie und den reaktionären Kreisen des feudalen Junkertums anbahnte. Die trüben Gedanken Heines finden ihren Ausdruck in dem Gedicht „Enfant perdu“, das der 1851 erschienenen Sammlung „Romanzero“ entnommen ist. Seine Verzweiflung kommt darin zu Worte, aber auch die Überzeugung, daß „seine Waffen nicht gebrochen sind“, daß sein Werk weiterleben und seine Forderung nicht unerfüllt bleiben wird: Der Menschheit schon hier auf Erden das Himmelreich zu errichten, wie es in „Deutschland — ein Wintermärchen“ heißt.

O. K.

Enfant perdu

Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht — Ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar —
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht — (nur Narren fürchten nichts) —
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepfiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgendein verdächt'ger Gauch,
So schoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte — ach, ich kann's nicht leugnen —
Die Wunden klaffen — es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vakant! — Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen — Nur mein Herze brach.

Heinrich Heine

„DAS KULTURGESPRÄCH“

Zuschriften unserer Leser

KARL-HEINZ KUHN

Zum Problem Kunsterziehung

Wenn wir das Problem Kunsterziehung betrachten, ergibt sich zunächst die Frage: Was verstehen wir unter Kunst und Kunsterziehung?

Die Kunst ist Ausdruck der weitest- und bestentwickelten, fortgeschrittensten Menschen der jeweiligen Zeitepoche. Der Künstler mußte dem Fortschritt dienen, sonst wäre keine kulturelle Entwicklung möglich gewesen.

Die Kunsterziehung ist eine alte Forderung des Volkes. Das Volk hat ein Recht auf die Kunst.

Wie wird unser Arbeiter-und-Bauern-Staat dieser Forderung gerecht?

Nach dem letzten Weltkrieg begannen wir unseren Staat aufzubauen. Wir mußten uns von faschistischen und chauvinistischen Auswüchsen des Nazi-regimes befreien und von der Verneinung des Lebens in der Kunst, einem Einflußmittel der Imperialisten für ihre verbrecherischen Ziele. Das Ziel unserer Kunsterziehung wird durch unseren Präsidenten Wilhelm Pieck mit folgenden Worten ausgedrückt: „Wir erstreben, daß das deutsche Volk in allen seinen Schichten durch die Entfaltung aller seiner Kräfte, durch eine gediegene Erziehung und Bildung befähigt wird, einen verständnisvollen und beglückenden Anteil an dem zu nehmen, was die hervorragenden Künstler unserer Tage und die großen Meister der Vergangenheit, was die großen Genien der Menschheit an unsterblichen Werken hervorgebracht haben.“

Bei uns ist der Zeichenunterricht und die Kunstbetrachtung ein wichtiger Bestandteil in der Bildungs- und Erziehungsarbeit. Sinn und Gefühl für wahre Kunst zu schaffen und gleichzeitig zu eigener, schöpferischer Tätigkeit anzuregen muß der Hauptinhalt dieses Unterrichtsfaches sein. Die Kinder sollen das Ringen des Künstlers um Form und Ausdruck kennen lernen. So ist die Kunsterziehung ein Mittel, die Welt richtig zu begreifen und die Natur und ihre Schönheit zu erkennen. Dadurch werden die Kinder zu selbständig denkenden und handelnden Menschen erzogen.

Wie aber sieht die Umwelt aus, die die jungen Menschen außerhalb der Schule nicht unwesentlich beeinflusst? Das Neue wird von ihnen gierig aufgenommen und verarbeitet. Sie vermögen noch nicht Kitsch von Kunst zu trennen, Unechtes von Echem zu unterscheiden.

Kitschiges Spielzeug, erotisch anregende Kleinplastiken, Verniedlichungen und „gewollte Kunst“ aller Art wird noch so häufig in unseren Geschäften

angeboten. Hier müßten die Verantwortlichen mit größter Sorgfalt ans Werk gehen. Es gibt genügend gute Beispiele, an denen sie lernen können. Sie sollten sich in den Verkaufsstellen der Künstlergenossenschaften beraten lassen.

Wir alle können mithelfen. Befassen wir uns nur etwas näher mit der Kunst und ihren Problemen. Echte Kunst ist nicht so teuer, wie man allgemein glaubt, auch gibt es viele gute Reproduktionen hervorragender Werke für wenig Geld.

Ein anderes Problem ist die Sichtwerbung. Viele Plakate sind schlecht in der Farbe und simpel in der Ausführung, sie berühren kaum unser Gefühl. Wir haben doch gute Graphiker und Maler!

Transparente lassen den besten Inhalt ungelesen, wenn sie in stereotyper Form und unpassender Farbe in unseren Gesichtskreis treten. Ganze Kurzreferate (wer nimmt sich die Zeit zum lesen?) verdecken manch schöne Fassade. Die Losung zur Pflege des kulturellen Erbes, die eben dieses Erbe verdeckte, ist leider kein Witz.

Die Farbe „Rot“, Symbol des Kampfes der Arbeiterklasse, wird durch die massenhafte Anwendung negiert, verallgemeinert und verliert ihre Kraft als Aussagemittel. Mit ihr sollte sparsam umgegangen werden, damit die wenigen, aber guten Transparente um so überzeugender in der Wirkung sind.

Betrachten wir unsere Umgebung kritischer, bilden wir uns weiter und ein gesundes Urteil, lehnen wir den Kitsch ab, und helfen wir alle mit, unsere Umwelt zu verschönen. Wir werden dabei starke Gegenliebe bei unserer Bevölkerung, besonders bei der Jugend, finden. Das zeigen die hohen Besucherzahlen in der Ausstellung der Gemälde der Dresdner Galerie. In unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat helfen alle Werktätigen am Aufbau und an der Festigung unserer Wirtschaft und Industrie mit, warum steht die Kunst noch zurück?

Ich würde mich freuen, wenn ich mit meinen Ausführungen eine rege Diskussion (auch in dieser Zeitschrift) auslösen würde.

*

Die Redaktion bittet um Zuschriften zu den Sie bewegenden kulturellen Problemen aller Art.

Bemerkung der Redaktion:

Zu unserem Artikel „In den Zwölften“, Heft 1/1956, Seite 17, bemerken wir, daß zu der angegebenen Zeit eine Weihnachtsbescherung wohl bei brennenden Kerzen stattfand, der Weihnachtsbaum aber in der heute gebräuchlichen Form erst im 18. Jahrhundert allgemein in den Gebrauch kam. (Siehe dazu auch „Unsere Heimat“ Nr. 9/1955, Seite 292—294, „Volksbräuche zur Weihnachtszeit“).

Das Heft enthält

	Seite
W. Hingst: Vorgeschichtliches von Lenzersilge	33
U. Millat: Die Vögel im Volksglauben unserer Heimat	35
F. Harraschain: Auszüge aus dem ältesten Wilsnacker Kirchenbuch	37
W. Bredthauer: Aus den Ursprungstagen der ländlichen Schulen in Berge und Umgebung	40
A. Grüneberg: Lenzen (Elbe) -- 1025 Jahre	44
K.-E. Gram: Heimatkundliche Wanderfahrt	51
A. Hoppe: Wachsamkeit	55
Reppert/Hoppe: Das Gültizer Braunkohlenrevier	58
Zum 100. Todestag Heinrich Heines	61
Das Kulturgespräch: K. H. Kuhn . Zum Problem der Kunsterziehung	63
Bemerkung der Redaktion	64

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Foto des Titelblattes: Ehemaliges Verwaltungsgebäude (Gartenfront), heute Zentralschule Gültitz-Schönholz . Aufn.: Alfred Langguth

Februarheft 1953 . Preis DM 0,50

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und vom Rat des Kreises Perleberg, Abt. Kultur

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludw. glust II-10-7 Di 71-56 - 5020

